



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig und das Leben
des schleswigischen Bauernstandes im 16., 17. und 18.
Jahrhundert**

Mejborg, Reinhold Frederik Severin

Schleswig, 1896

Das Land zwischen Schlei und Eider

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96484](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96484)

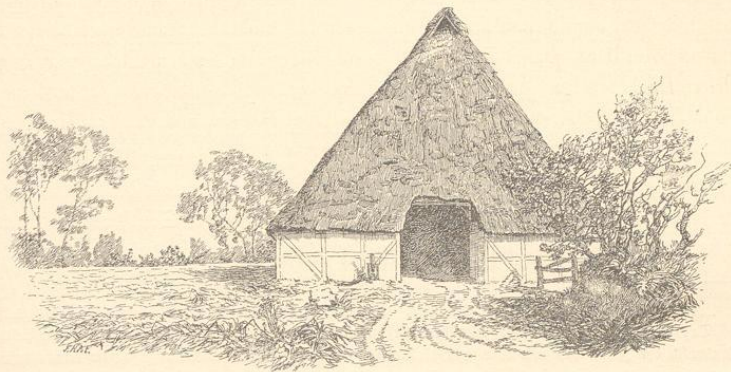


Abb. 24

Das Land zwischen Schlei und Eider

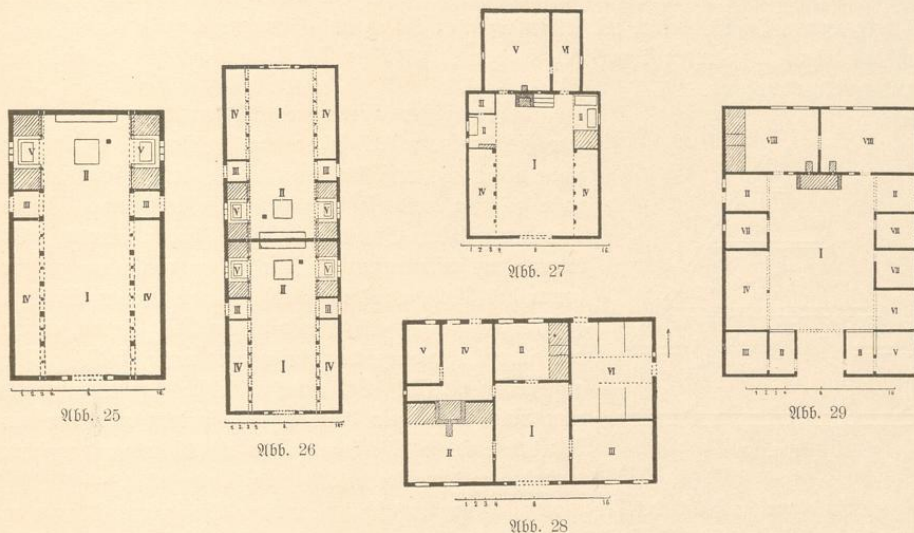
Der Teil Schleswigs, der sich südlich der Eider und des Danewerks zwischen der Ostsee und den Marschen ausdehnt, hat, abgesehen von den Heidestrichen, die nördlich von Rendsburg liegen, nicht geringe Ähnlichkeit mit den dänischen Inseln. Doch zeigt sich eine unterscheidende Eigentümlichkeit darin, daß das Ausbauen hier nur in beschränktem Maße stattgefunden hat. Vor hundert Jahren, als auf den dänischen Inseln der Ackerbau noch unbedeutend war und der größte Teil des Bodens als Weide diente, mag es dort gerade so ausgesehen haben wie hier heute noch.

Besonders gilt dieß von den westlichen Garden, wo man stundenweit wandern kann ohne eine menschliche Wohnung anzutreffen, und wo sich die Anzeichen des menschlichen Daseins nicht selten auf Hüengräber beschränken, die besonders in der Nähe der alten Grenzen in größerer Menge liegen. Wo aber die neue Zeit auch ihre Spuren eingedrückt hat, sind diese oft immer noch so unbestimmt und so flüchtig, daß sie unserer Vorstellungskraft nicht entgegenwirken, wenn diese uns das Bild eines verlassenem oder schlummernden Landes vorgaukelt. Wie oft findet sich der Wanderer auf Steigen, die dem Auge kaum erkennbar sind; wie oft gelangt er zwischen üppigen Hecken auf grasbewachsene Wege, die gänzlich unberührt erscheinen. Die Einsamkeit ruht mit solcher Macht über dieser Landschaft, daß selbst die Hauptverkehrswege unter ihrem Banne liegen. Weit ziehen sie sich dahin durch unbebautes Land, in dem Heide und Moor mit Weide und Gestrüpp wechselt. Nur der Gesang der Lerche unterbricht die Stille; dazwischen hört man wohl einmal die schlichten Weisen ertönen, die der Dorfsirt auf seinem einfachen Horne bläst.

Der größte Teil dieser Landschaft war am Ende des zwölften Jahrhunderts ganz unbewohnt. Man ersieht dieß aus einer im Jahre 1190 von Esbern Snaare gehaltenen Rede, und

Abb. 24. Hans Dall. Nach H. Meisborg. Bauernhaus in Schwanen. Der Grundriß stimmt in seinen Hauptzügen mit Abb. 29 überein.

aus dem wenig jüngeren Erdbuche Waldemars II. sieht man weiter, daß die damals vorhandenen Bewohner Deutsche waren. — In den Jahrhunderten, von denen wir hier handeln, scheidet die Schlei und ein von ihrem Westende bis nach Husum gezogener Strich das Gebiet der deutschen und der dänischen Sprache, und auch die ländliche Bauart der beiden Völker trifft hier zusammen. Natürlich war diese Scheide nicht scharf; an einigen Stellen reichte das Deutsche vielleicht weiter nach Norden, an anderen das Dänische weiter südwärts. Zu Klensby, in dem südlichsten englischen Dorfe, wurden Gehöfte sächsischer Bauart vor etwa 100 Jahren angelegt. Das Plattdeutsche hatte hier, in der nächsten Umgebung der Stadt Schleswig, schon längst Ein-



gang gefunden; doch hat die deutsche Sprache auch im südlichen Angeln erst in unsern Tagen die Alleinherrschaft erlangt. Alte Leute erinnern sich, daß man an den Markttagen zu Schleswig dänisch sprach. In der handschriftlichen Beschreibung der Stadt Schleswig von Ulrich Peterßen zu Schleswig, der 1735 gestorben ist, heißt es sogar: „ . . . maßen die dänische Sprache in diesem Herzogthumb gleich anfänget binnen dem großen Wall Dennewerck zu Schowbuy und Hüsbuy und in den nechsten von der Statt nordwärts belegenen Dörfern St. Nürgen, Klensbuy, Moldenitt, Berend, Nübel zc. gesprochen wird, von deren Nachbarschaft wir allhie das Prädicat (bona concivium venia) von Steertdänen in aller Kurzweil führen müssen.“ — Noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts hatte man gemischte Volkssprache, teils deutsche, teils dänische, im nördlichen Schwansen, und hier soll es auch Häuser der deutschen und der dänischen

Abb. 25 und 26. Aus der Gegend von Husum. I und II Diele. III Durchgänge. IV Ställe. V die Sitten (Sitz- und Schlafplätze). An der Hinterwand sieht man die gemauerte Bank für das Küchengeschirr, davor den Herd (das weiße Viereck) und den Krüghorn (das kleine schwarze Viereck). In den Sitten sind Bettstellen, Tisch und Bänke.

Abb. 27. Klein-Danewerk. I Diele. II Sitten. III Kammer. IV Stallungen. V und VI Stuben.

Abb. 28. Aus der Gegend von Friedrichstadt. I Diele. II Stuben. III Kessel (Große Stube). IV Küche. V Kammer. VI Stall.

Abb. 29. Aus dem dänischen Wohl. I Diele. II Durchgänge. III Pferdestall. IV Kuhstall. V Schweinestall. VI Wagenstuppen. VII Kammer. VIII Stuben.

Meiborg, Bauernhaus

Bauart neben einander gegeben haben. Nicht wenige Ortsnamen mit dänischer Wurzel deuten auf uralte dänische Bevölkerung eines großen Teiles dieser Halbinsel. Nach Westen hin, südöstlich von Husum, finden sich Hüengräber mit dänischen Namen, und das rechte Ufer der Treene bei Hollingstedt heißt noch heute die Dänenseite. Auf diese Erscheinungen geht der angeesehene deutsche Forscher Dr. Georg Hanssen in seinen Agrarhistorischen Abhandlungen näher ein¹⁾.

Über die Landwirtschaft in dieser Gegend finden sich nur sehr spärliche Nachrichten, aus denen sich eigentlich nur ergibt, daß der Ackerbau ganz unregelmäßig und armelig betrieben ward, und daß erst kurz vor unserer Zeit ein Umschwung eingetreten ist.

Ebenso besitzen wir nur wenige Nachrichten über das Leben der Bevölkerung in den letztvergangenen Jahrhunderten mit seinen täglichen Leiden und Freuden; doch immerhin soviel, daß wir einen bedeutenden Unterschied in den Verhältnissen des Ostens und des Westens der Landschaft wahrnehmen.

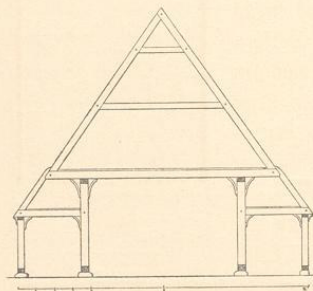


Abb. 30

Im Westen waren viele Bauern Eigentümer, doch war die Zahl der Erbpächter noch größer. Diese standen jenen nur wenig nach, da ihnen die Gebäude mit allem Inhalte gehörten, und sie in gewisser Weise auch nach freiem Ermessen mit dem Grund und Boden schalten konnten. Es konnte ihnen gestattet werden, den Hof zu verkaufen; und sie hatten das Recht, eines ihrer Kinder nach eigener Wahl in die Nachfolge einzusetzen; wer so in den Besitz eintrat, erhielt den einen Teil vorweg, das übrige ward unter die Geschwister gleichmäßig verteilt. Auf manchen dieser Feststellen zahlte man nicht einmal ein Antrittsgeld, sondern gab nur ein Jährliches; solche Höfe konnten also als Eigentum angesehen werden, auf dem eine unablässliche Rente ruhte. —

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts schätzte man den Anteil eines Bauern an einem Erbpachthofe auf 1000 Mark lübisch und darüber; 1751 ward ein Eigenhof zu Rott, westlich von der Treene, auf 6291 Mark 12 Schillinge veranschlagt, — für jene Zeiten ansehnliche Summen.

Im Osten waren nahezu alle Höfe auf Lebenszeit (in Leibfeste) verpachtet. — 1741 befand sich im Amte Hütten nur ein Erbpächter und nicht ein einziger Eigentümer. Hier hatten über die Bauernstellen die Gutsbesitzer ganz freie Hand. Nicht nur das Land, sondern auch die Gebäude, die besten Pferde, die Wirtschafts- (Milch-) und Hausgeräte (das sogenannte Anwelu und Schorfsteen-Gehörige) gehörten der Herrschaft; bei Sterbefällen überstiegen die Landgeld- und Steuer-Rückstände meist den Wert der übrigen Hinterlassenschaft, und das gewöhnliche Erbteil bestand in Schulden und Verpflichtungen.

Abb. 30. Querschnitt eines Bauernhauses zu Ostenfeld. Die Gestaltung des Holzwerks ist im Osten und Westen übereinstimmend.

¹⁾ Man ist auf dänischer Seite leicht geneigt, die Verdeutschung der schleswigischen Ortsnamen ohne weiteres als „preussischen Übergang“ zu betrachten. Eine Untersuchung über ihre Entstehung führt zu anderem Ergebnis. Aus dem Teile Schlesiens, wo das gemeine Volk unter dänischer Herrschaft deutsche Schriftsprache hatte, liegen viele mit der Regierung gewechselte Briefe vor, die beweisen, daß sich die Bewohner im 16., 17. und 18. Jahrhundert in ihren Gesuchen der Ortsnamen in dänischer Form bedient haben, und daß die Beamten in der deutschen Kanzlei zu Kopenhagen und anderswo diese in ihren Erwidierungen verdeutschte haben. Ferner zeigen die Matrikelformen, daß deutschgebildete Landmesser auch in Nordschleswig verdeutschte Namen anwandten. Diese ungedänderten Wortformen sind seit lange in Kaufbriefe und in andere Aktenstücke übergegangen. — Die dänischen Gelehrten hatten sich in neuerer Zeit bemüht, die ursprünglichen dänischen Formen herzustellen. Seit aber die Lande von Dänemark ganz getrennt sind, hat die Regierung jene früher befolgten Wege wieder eingeschlagen und die älteren amtlichen Umbildungen bevorzugt. Manche Namen sind ins Hochdeutsche in mißverständlicher Form übertragen.

Auch im übrigen zeigt sich der entschiedenste Gegensatz in den Verhältnissen der einzelnen Teile der Landschaft.

Im Westen herrschte Selbstverwaltung der Gemeinde. Die von den Bauern aus ihrer Mitte gewählte Obrigkeit hatte über die meisten Vergehen zu richten, und die ganze Nachbarschaft vollzog das Urteil; lagen ungewöhnliche Sachen vor, so gieng der Lade- oder Botenstock um und berief zum Dorfding, wo dann der Ältermann die Vorschläge machte, die Männer des Ortes abstimmten.

Im Osten waren die Gutsbesitzer Alleinherrscher; der gemeine Mann war leibeigen¹⁾ und den Festeren gegenüber griffen die Edelleute in alle Verhältnisse ein. Die sonst von den Älterleuten geübte Gewalt war auf die Herrschaft übergegangen, welche sie durch ihre Reitvögte (Verwalter) und Aufseher ausübte; diese fällten die Urteile und vollzogen die Bestrafung. An Stelle der Brüchen hatte man Gefängnis und körperliche Züchtigung. Wer einen Besitz erpachtete, erhielt auch das Recht zur Bestrafung mit „Peitsche, Keller und Pfahl“. Was in den Dörfern Rechtens sein sollte, bestimmte der Gutsherr; selbst die Gildeordnungen wurden nach seiner Willkür geändert oder aufgehoben; sie tragen denn auch zum Teil unverkennbar den Stempel davon. So heißt es bereits im Jahre 1587 in der Gattorfer Dorfbeliebung: wir Junker haben den Kirchspielsleuten gestattet, einmal im Jahre zusammen zu kommen — —. Doch darf sich kein junges Volk einfinden — —. Erdreistet sich ein Knecht, am Gildeische Platz zu nehmen, so soll man ihn vor seine Obrigkeit führen, die ihn so nachdrücklich strafen soll, daß er anderen als warnendes Beispiel dienen kann. — Das gieng so weit, daß die Leute zum Abendmahl gehen mußten auf Anordnung des Reitvogts und unter seiner Anführung.

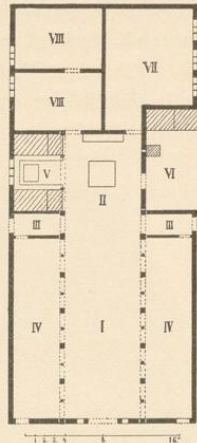


Abb. 31

Abb. 31. Aus der Gegend von Husum. Peter Helbig's Hof zu Ostenfeld. I und II Diele. III Durchgänge. IV Stallungen. V Sitten. VI Kleine Stube. VII Kessel. VIII Kammern.

¹⁾ Über die Einführung der Leibeigenschaft gibt es keine bestimmte Nachricht. Dr. Georg Hanssen meint a. a. O., daß sie ums Jahr 1600 aufkam und in den Bestrebungen des Adels, seine Landwirtschaft auszubehnen und zu verbessern, ihren Ursprung hat.

Als die Anforderungen an den Staatshaushalt stark gestiegen waren, mußte die Regierung bei den Edelleuten hohe Anleihen machen und ihnen als Entgelt dafür Rechte einräumen; diese Einräumungen bestanden in der Regel in Übertragung der Kronrechte über die Bauern. Nun war von den Verpflichtungen der Bauern ein Teil, die Spann- und Handdienste, unbestimmt; diese wurden vordem nur gelegentlich verlangt, wenn sich die Fürsten in der Gegend aufhielten. Nachdem aber das Recht darauf an eine ständig am Orte befindliche Herrschaft gelangt war, wurden sie sozusagen täglich gefordert. Dazu kam, daß Jahr aus Jahr ein so hohe Abgaben ausgeschrieben wurden, daß manchem Bauern für seine und der Seinigen Bedürfnisse nichts übrig blieb. Immer und immer wieder mußten die Gutsherren für ihre Fester Geld vorlegen, und auch nicht wenige Eigentümer mußten Hilfe auf den Höfen der Edelherren suchen. Sowie aber der Bauer verschuldet war, hatte ihn der Edelmann in seiner Gewalt.

Daß diese Verhältnisse im südlichen Schleswig viel trauriger wurden als anderswo, hatte wohl darin seinen Grund, daß der holsteinische Adel, welcher hier hauste, die Ausnutzung seiner Rechte weit besser verstand als die übrigen Gutsherren. — Er war eben im Begriffe, die Koppelwirtschaft einzuführen. Die Gutsfelder wuchsen ins Unglaubliche und wurden ringsum eingezogen. Die Gemeinweiden wurden beschnitten, viele Bauernstellen niedergelegt, und vielen — vielleicht allen übrigen — das Land entzogen, das über ein kleines festgesetztes Maß hinausgieng. Die Frohnden mehrten sich in dem Maße, je kleiner die Anzahl der Gutsbauern ward, und drückten um so mehr, je mehr ihr Wohlstand abnahm. Es gab Güter, auf denen jede Pachtstelle fast täglich zwei, drei Mann und vier Pferde für den Dienst der Herrschaft stellen mußte.

Noch heute sind die Folgen der Unterdrückung in diesen Gegenden erkennbar. Auf den großen Gütern in Schwansen trifft man es noch oft genug, daß die Nachkommen der Leibeigenen demütig den Hut in der Hand dastehen, wenn jemand mit ihnen redet, der nicht dem Bauernstande angehört.

Selbverständlich haben sich die verschiedenartigen Verhältnisse des Ostens und Westens auch in den Wohnungen geltend gemacht, und obgleich nahezu hundert Jahre seit Aufhebung der Leibeigenschaft hingegangen sind, ist der Unterschied noch heutiges Tages unverkennbar.

Um uns in den Heimstätten umzusehen, wenden wir uns zunächst westwärts, nach Ostenfeld, einem Dorfe, das das alte Aussehen bestens bewahrt hat. Es soll um 1400 holländischen Flüchtlingen überlassen worden sein. Die jetzige Bauart weicht freilich von der der Umgegend durchaus nicht ab.

Aus der Ferne erscheint das Dorf wie ein Hain; zwischen den Baumwipfeln tauchen dunkle Schilfdächer empor. Kommt man nahe, so zeigt sich, daß der Raum von einer Anzahl winkliger Gassen durchschnitten ist, die eingefaßt sind von Stein- und Erdwällen; ihren reizenden



Abb. 32

Schmuck und ihren Saum bilden mannigfaltige Pflanzen, wildwachsende sowohl wie Zierblumen fremder Herkunft. Alles überschatten mächtige Eichen; unter ihnen steht in Menge die Hagebuche und die Eberesche. Häufig ist die Eiche. Fast überall erblickt man auch das weiße Laub der Silberweide und das dunkle der Erle. Allenthalben wächst in den Hecken Flieder, Hasel und Weißdorn, dazwischen die Stechpalme und in großer Menge die Heckenrose, deren schlanke Schösser sich mit Gebüsch und Strauchwerk verflechten; Geißblatt und wilder Hopfen ranken von Zweig zu Zweig. In malerischem Gegensatz zu dieser Üppigkeit stehen dazwischen dürre

Baumwipfel und morsche Stämme. An sonnigen Wegerändern schießen mannshohe Disteln und Königskerzen auf; an kühlen und feuchten Stellen ist der Boden weithin mit Farnkräutern und Epheu bedeckt, und in dem saftigen Grase steht dicht das Vergißmeinnicht unter der Wiesenkönigin, der Spierstaude.

Und noch reicher wächst, grünt und blüht es auf den Lössen. Hier wuchert das Schellkraut, das wahrscheinlich im Mittelalter als Heilpflanze eingeführt ist; hier sprießt Hahnenfuß und Lichtmelke und was alle die anderen Pflanzen sind, die anspruchslos und bescheiden die Aufmerksamkeit des Pflanzenfreundes auf sich ziehen. Doch das schönste von allem hier draußen auf den Lössen, das sind die alten reichbelaubten Bäume, die sich über malerische Schwengelsbrunnen herabbiegen.

Die weitgestreckten Baumstücke, in denen ein Obstbaum neben dem andern steht und der Boden mit blühenden Doldenpflanzen bedeckt ist, erscheinen im Lenz wie mit Schnee bedeckt. Anders wieder, und bunt genug, sieht es in den kleinen Gärten aus, die sie Krautgärten nennen;

Abb. 32. J. Wilhelm. Aus der Gegend von Huzum. Bauernhof zu Ostenfeld. Von der Gasse aus gesehen. Vgl. Abb. 25. 26. 28.

da blüht es vom Frühling bis in den Herbst. Steife Buchsbaumhecken umrahmen die Beete, auf denen zwischen den Rosenbüschen die verschiedenartigsten glänzenden Blumen stehen, Tulpen und Lilien, Päonien, Schwerteln, Sammetblumen und das Abendrot.

Während so die Natur reiche Abwechslung bietet, unterscheiden sich die Gebäude fast gar nicht. Überall führt ein Heck und ein Steig hinein zu einem grasbewachsenen Hofplatze, hinter dem man eine breite Giebelwand erblickt, mitten darin die große Hauspforte. Hart neben dieser sind hoch oben zwei in Blei gefasste Fensterchen. Die Fachwerkwände sind an Holzwerk so reich, daß die Mauer tafeln selten über eine Elle ins Geviert messen. Das Holz hat seine natürliche Farbe und stimmt in seinem altersgrauen Tone schönstens zu den trübgrünen Scheiben der sonnenverbrannten Bleifenster und zu den rotgelben Backsteinen. Über der Giebelwand erhebt sich ein steiles, dunk-

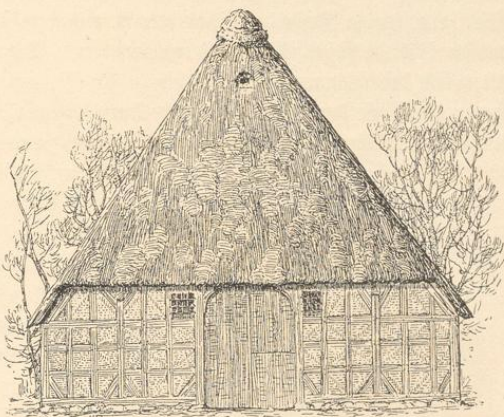


Abb. 33

les, mit Schilf (Ret) gedecktes Dach; die First ist mit Grasfoden belegt, die sich an den Enden wie ein breiter Kragen um die Ecke herumlegen. Darunter erblickt man eine kleine viereckige Öffnung für den Rauch, da es hier keine Schornsteine gibt. Die Storchennester, die man noch vor zwei Jahrzehnten auf allen Dächern fand, fangen an selten zu werden. Der übrige Teil des Hauses, den Bäume und Sträucher verdecken, ist äußerst einfach, und besonders dürftig sehen die älteren Gebäude aus mit ihren langgestreckten, niedrigen, mit Lehm beworfenen Seitenwänden, die nur ein einziges Fenster und eine kleine Halbthür zeigen¹⁾.

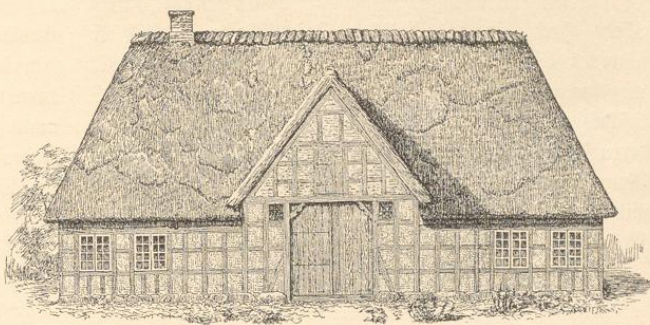


Abb. 34

So einfach ein solcher Bau von außen erscheint, so mannigfaltig ist der Anblick im Innern. Beim ersten Blick in die offene Halbthür der Einfahrt erhält man freilich nur den Eindruck eines großen düstern Raumes, in dem nur eben ein paar unbestimmte Linien zu unter-

Abb. 33. Hans Dall und N. Meiborg. Hauptseite eines Bauernhauses zu Ostenfeld. Alte Bauart.

Abb. 34. Hans Dall. Nach J. Wilhelm. Aus Schwabsiedt in der Gegend von Friedrichstadt. Bauart des vorigen Jahrhunderts. Vgl. Abb. 28.

¹⁾ Die hohen Brettergiebel, für die alten sächsischen Häuser so bezeichnend, kommen heutzutage in Schleswig nicht vor. In Holstein dagegen sieht man sie in großer Anzahl; die schlichtesten ähneln den schmarischen, die wir in Abb. 14—16 dargestellt finden; die ausgebildeten haben drei bis vier Vorsprünge und zierliche Schnitzereien.

scheiden sind. Aber bald blickt das Auge schärfer in den Hintergrund, wo ein Torffeuer auf offenem Herde glimmt, während gedämpfter Tageschein hellere Lichtstreifen quer über den Boden fallen läßt, und nach und nach tritt der Raum in seinen Hauptzügen aus dem Dunkel hervor. Geht man in die Halle (die Diele) hinein, die sich von Giebel zu Giebel erstreckt, so zeigt sich wieder ein Neues; zu beiden Seiten taucht aus dem Dunkel ein Kopf neben dem andern hervor, und der Fremde sieht sich von einer Menge von Augenpaaren beobachtet. Vorne auf der Diele halten sich die Männer auf, nach hinten die Frauen; hinter Berchlägen an den beiden Seiten schauen die Köpfe der Pferde und Kühe heraus, und über diesen sitzen in aufgehängten bienenkorbförmigen Strohkörben die Hühner und gackern. Das sonstige kleine Vieh treibt oben und unten



Abb. 35

sein Wesen. Besonders lebhaft ist der Anblick, den die Diele zur Erntezeit gewährt, wo die Einfahrt weit offen steht; Fuder auf Fuder rollt herein. Die Aufmerksamkeit wird angezogen durch die eigentümliche Anordnung, in der eine große Anzahl Garben so aufgestapelt wird, daß die Wurzelenden eine Röhre lassen, die in krummem Zuge dem Rauch zum oben erwähnten Rauchloche Zugang gewährt. Malerischer gestaltet sich das Bild gegen den Spätherbst hin, wann abgeschnittene Hopfenranken in Haufen in der Einfahrt liegen, und Jung und Alt unter Scherzen und Plaudern mit dem Pflücken beschäftigt ist.

Wir gehen weiter zum hinteren Teile der Diele, dessen Aussehen nicht so abwechslungsreich, aber doch nicht weniger eigentümlich ist. Hier glänzt alles Holzwerk von Fuß, und frei auf dem Boden steht der gemauerte, niedrige,

offene Herd, einem heidnischen Opfertische nicht unähnlich; darüber hangen große Kessel an schweren eisernen Ketten von einem dachförmigen, zierlich geschnitzten Holzgerüste herab, und ringsum im Rauche die Menge der Schinken und Würste. Neben dem Herde steht ein schwerer beschnitzter Pfosten, der Krühbom, an dem Armlencher angebracht sind und Haken für Lampen, deren Form an die des Altertums erinnert. Wenn sich an Winterabenden die Familie um das Feuer versammelt, und die Mutter an ihrer Handarbeit sitzt, dann lehnt sie sich an diesen Pfeiler, und das ist dann wie in der Odyssee, wo Homer im sechsten Gesange die Königstochter der Phäaken, Nausikaa, von ihrer Mutter, der Königin Arete, sagen läßt:

. . . Sie sitzt am Herd im Glanze des Feuers,
Drehend der Wolle Gespinnst, meerpurpurnes, Wunder dem Anblick
Gegen die Säule gelehnt; und hinter ihr sitzen die Mägde.

Ein anderer uralter Brauch ist die Ausschmückung der Hinterwand mit Kesseln, Kannen, Schalen und Schüsseln aus Kupfer, Messing und Zinn. Diese Geräte finden sich in großer Anzahl teils auf treppenförmigen, gemauerten Schüsselbänken, teils darüber auf geschnitzten Sims-brettern. Eine derartige überreiche Aufstellung sieht in der Beleuchtung des Herdfeuers gar schmuck aus.

Im Übrigen beschränkt sich der Hausrat hier auf einige wenige Stühle ohne festen Platz; die eigentlichen Sitzplätze (Sitten) befinden sich in zwei kleinen Räumen zu beiden Seiten des

Abb. 35. Hans Dall. Nach H. Meiborg. Giebelschmuck eines Bauernhauses in Schwaben.

Herdes. In diesen steht stets ein Tisch, und an den drei Seiten sind feste Bänke, ferner sind hier die Alkoven, in denen sonst Angehörige des Hauses und das Gesinde schliefen. Von der Diele aus gesehen erscheinen die Sitten wie Erker; das Licht fällt durch eine große Anzahl kleiner Scheiben in Bleifassung in breitem Strome auf den Tisch herein und läßt das Schnitzwerk der Bettwände scharf und schön hervortreten.

Wie auf Fehmarn ist das Haus eine Basilika mit hohem Mittelschiff und niedrigen Seitenschiffen; doch gehen hier die drei Schiffe in einander über. In baulicher Hinsicht ist zwischen Stall- und Schlafräumen nur der Unterschied, daß jene je ein Fach, diese je ein Zwillingfach umfassen. Die einzigen Scheidewände, die es gibt, sind die kurzen Stücke, welche die Quergänge begrenzen, und wahrscheinlich gab es eine Zeit, wo nicht einmal diese vorhanden waren. (Abb. 25. 26. 30. 31.)

In unserer Zeit sind nur noch wenige der Gebäude so altertümlich, daß die Wohnung nur aus einem Gelasse besteht, und diese wenigen sind sämtlich Zwillingshäuser, in denen es nicht angienge, sie in der gewöhnlichen Weise zu erweitern, da sie in der Mitte eine gemeinsame Wand, und an beiden Enden Einfahrten haben (Abb. 26). Alle andern sind nach hinten verlängert, und man hat da eine große Stube, den Pefel, und einige Kammern eingerichtet.

Daß reiche Landleute die Staatszimmer ebenso prächtig auszustatten vermochten wie Bürger und Edelleute, ersieht man an dem Pefel des Ditmarschen Markus Swyn, der jetzt im Meldorfer Museum aufgestellt ist, und an Schnitzarbeiten, wie sie sich in den Flensburger und Kieler Sammlungen finden. Jetzt sucht man auf den Bauernhöfen vergebens nach Sachen von künstlerischem Werte; hier haben die Aufkäufer nur schlichtere Handwerksarbeit und eigengemachte Sachen gelassen. Die besten der heut im Herzogtum vorhandenen Pefel haben vier bis fünf Fach Fenster mit geschnitzten Rahmen, sowie mannshohes geschnitztes Getäfel; die oberen Füllungen sind mit Zinntellern geschmückt und die Gesimsbretter mit Zinn- und Messingschüßeln besetzt. Den oberen Abschluß der Wand bildet ein verziertes Brett, wahrscheinlich der vorstehenden Kante jener Himmel entsprechend, die im 16. und 17. Jahrhundert über Bänken und Tischen vorkamen, während man sie heute nur noch über Kanzeln hat (Abb. 43). In manchen ungetäfelten Räumen bildet das Fachwerk die Grundlage zur Ausschmückung, indem Ständer und Riegel schwarz angestrichen, die Füllungen geweißt sind (also ähnlich wie es ursprünglich auf

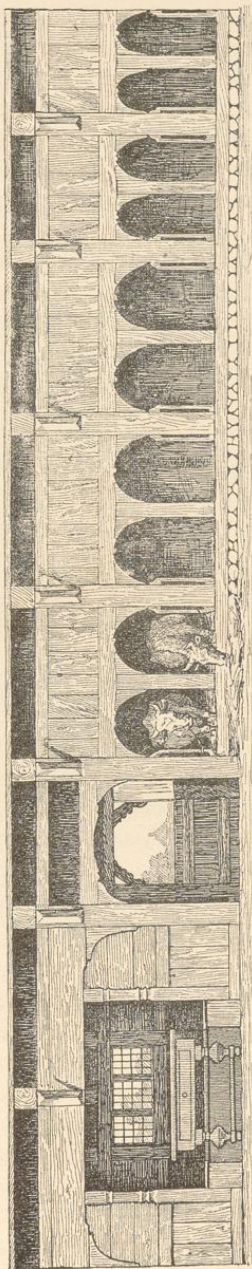


Abb. 36

Abb. 36. Alfred Larjen und N. Meiborg. Längedurchschnitt einer Diele zu Ofenfeld. Vgl. Abb. 25. 26. 31.

Fehmarn war). Daß diese schlichte Herstellung noch dem Mittelalter entstammt, ergibt sich aus einem alten Volksliede, wo es von der Halle heißt, die Ständer waren weißes Elfenbein, die Wände aus Marmor dem roten; es ist anzunehmen, daß hier der Dichter die Farben vertauscht hat, und daß seine hohen Worte nur darauf deuten, daß das Holzwerk rot angestrichen und das Mauerwerk geweißt war. Von Möbeln findet man ein oder zwei Betten, und einige feste Bänke, außerdem nicht selten eine große Anzahl Brautkisten, die seltsamerweise nicht wie in unsern Stuben an der Wand entlang, sondern auf dem Fußboden in Reihen stehen, wie in einer Gruft die Särge.

In vielen Bauernhöfen hat man zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine kleine Stube (Wohnstube) eingerichtet. Es war nemlich schon damals allgemein geworden, daß sich die Familie des Hausherrn vom Gesinde absonderte. Diese Wohnstuben findet man teils im Anbau neben

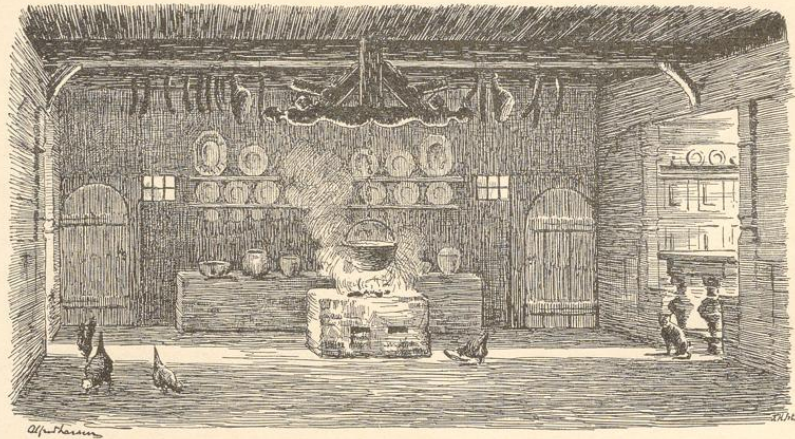


Abb. 37

dem Pefel angebracht, teils in dem alten Hause, wo in diesem Falle einer der gedachten Erker erweitert und gegen die Diele abgeschlossen ist. Eine der anziehendsten ist 1789 zu Ostenfeld von Peter Heldt und Margarethe Peters eingerichtet. Daß diese sich bewußt waren, damit eine Neuerung einzuführen, und daß sie das Gerede der Nachbarn fürchteten, kann vielleicht aus der Inschrift über der Eingangsthür entnommen werden: „Niemand kann es machen so, daß jedermann gefallenth.“ Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Peter und Margarethe das Mißfallen des ganzen Dorfes erregt haben; denn während alle altertümliche Gelasse unangestrichen blieben, war ihre neue Stube so bunt wie der märchenhafte Turm zu Toledo: eine Wand grün, eine blau und eine lila. Die Wirkung ist um so gewaltiger, da die beiden letzten Seiten mit blanken holländischen Fliesen bekleidet sind, die die bekannten runden biblischen Bilder zeigen, — und die erste — die Bettwand — mit Ölfarbe angestrichen und mit geschnitzten Rokokoverzierungen überladen ist. Die übrige Ausstattung steht damit in Übereinstimmung. Das Gemach hat nicht nur Fenster von solcher Größe, daß sie fast die ganze vierte Wand über der Banklehne einnehmen, sondern es ist auch mit Brettern gedeckt.

Abb. 37. Alfred Larjen. Nach H. Meiborg. Querschnitt einer Hausdiele zu Ostenfeld. Vgl. 25. 26. 36. 39.

Außerdem war von vornherein hier ein eiserner Beilegerofen aufgestellt mit messingenen Schrauben und einem Stulp aus Messing (Abb. 45), ein runder Klapp Tisch mit geschweiften Beinen und einige niedrige gedrechselte Lehnstühle mit prunkenden gestickten Polstern. Ein späterer Bewohner fügte eine polierte Schatulle mit Aufsatz hinzu, und da dieß Prachtstück für das Zimmer zu hoch war, sägte er ein Loch in die Decke und überdeckte es mit einem Kasten. Im Laufe der nächsten zwanzig Jahre wurden in ähnlicher Weise wie die Wohnstube Peter Heldts viele andere ausgestattet.

Die Bauernhäuser im Osten stellen sich auf den ersten Blick ganz anders dar. Der Hauptgiebel hat mit Lehm beworfene gefallte Wände ohne Fenster; das Dach zieht sich zu beiden Seiten der Einfahrt über einen Ausbau herunter (Abb. 24); die Giebelspitzen sind offen und oft mit in Pferdeköpfe ausgehenden Windbrettern versehen (Abb. 35. 46). Im Innern ist es leer. Schweine- und Pferdestall sind in die Anbauten verlegt. Im vorderen Teile der Diele stehen auf der einen Seite die Küche, auf der andern ist Raum für Wagen und Pflüge; dann folgen verschiedene Kammern: Milchammer, Kartoffelkeller, Geschirz- und Kleiderkammer. Die Quergänge und Sitten sind Eins — in einem dieser Räume steht kleines Küchengerät, im andern liegt Feuerung —; hin und wieder sind beide zu Kammern geworden, und in diesem Falle erhält die Diele ihr Licht nur durch das Thor. Der Feuerherd hat seinen Platz an der Hinterwand; er hat Seitenwände und ist überwölbt (Abb. 40. 41. 42). Hinter der Diele liegen zwei kleine Zimmer, von denen das eine als Wohn-, und das andere als Staatsstube oder Abnahmewohnung dient (Abb. 29).

Man sieht leicht, daß die ganze Einrichtung verhältnismäßig jung ist, und die Überlieferung weiß auch noch von der Zeit, da die Kammern noch nicht abgekleidet waren, die Leute auf der Diele wohnten und der offene Feuerherd auf dem Fußboden frei stand. Die neue Einteilung scheint aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts herzurühren und gleichzeitig zu sein mit dem Versuche, den man im Westen machte, eine ganz neue Bauform zu schaffen (Abb. 28. 34).

An einem Orte, zu Klein-Danewerk, gab es noch vor wenigen Jahren Reste einer Bauart, die im sechzehnten Jahrhundert sicher sowohl im Osten als im Westen allgemein war. Sie zeichnete



Abb. 38

Abb. 38. J. Wilhelm. Von einer Diele zu Hensfeld. Eine der Ecken neben der Einfahrt. Vgl. Abb. 36.
Meiborg, Bauernhaus

sich dadurch aus, daß der hinterste Teil — der Anbau, der den Pösel enthält — niedriger und schmaler war, als der vordere (Abb. 27), was dem Hause Ähnlichkeit gab mit einer turmlosen Dorfkirche. — Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand zwischen den Gehöften des Ostens und Westens jedesfalls nur der Unterschied, daß die letzteren geräumig, gut gebaut und reich ausgestattet, die ersteren unansehnlich und in jedem Betrachte ärmlich waren.

Mit Hilfe von Gildeordnungen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert können wir uns eine klare Vorstellung davon machen, wie es in den Zeiten vor Einführung der Leibeigenschaft auf der Diele herging, wenn die Gilde ihre jährliche Zusammenkunft feierte.

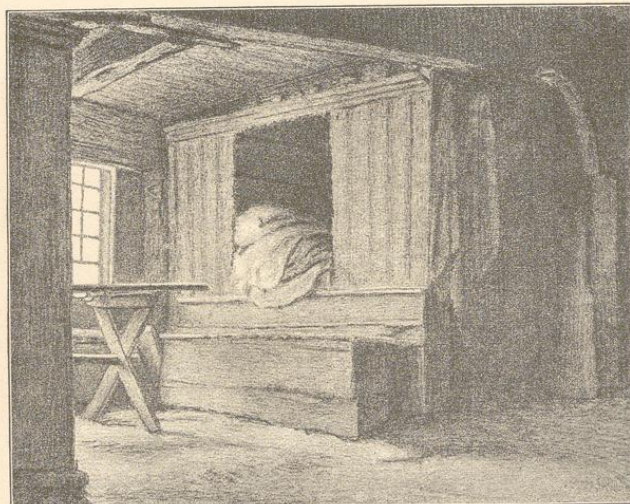


Abb. 39

Span mit einander hatten, so mußten sie sich mit einander versöhnen, ehe sie herein kommen durften¹⁾. Endlich ward gefragt, ob Fremde zugegen, und ob in diesem Falle anständige Gildebrüder für sie einzustehen und zu bürgen willens seien.

Das Thor stand weit offen, und alles war festlich bereit, die Diele gefegt und mit Maien geschmückt²⁾, das Bier schon einige Tage geprobt. Oben an der Hinterwand waren die Sitze für den Altermann und seine Stuhlbrüder; zu beiden Seiten, sowohl in den Verschlägen als davor, standen Tische und Bänke für die Gemeinde. Die besten Trinkgefäße waren aufgesetzt, und vorn am Eingang lagen Fässer voll des besten Bieres. Für die Tanzenden war inmitten der Tenne ein langer, schmaler Platz freigeblichen, wie ihn die damaligen Tänze erforderten. Ein geschickter Spielmann war lang zuvor bestellt, und die auserwählten gepuzten Schaffer warteten der Gäste.

Abb. 39. J. Wilhelm. Von einer Diele zu Ostfeld. Sitz- und Schlafplätze. Vgl. Abb. 36.

¹⁾ Solches geschah natürlich zunächst, um den Frieden während der Zusammenkunft zu sichern; doch hatte es auch wohl eine symbolische Bedeutung, die auf das Gebot der Bergpredigt (Matth. 5, 25) zielt, daß man sich mit seinem Widersacher versöhnen solle, so lange man mit ihm auf dem Wege sei.

²⁾ Chemale wurden zur Frühlingszeit sowohl öffentliche als private Bauten mit grünen Zweigen, Kränzen und Bändern geschmückt.

Am zweiten Pfingsttage gegen zwei Uhr strömten die Leute von allen Seiten zusammen. Jung und Alt stellte sich ein: Bauern, Häusler, Abnahmeleute, Gesinde und Kinder kamen im besten Fuß und versammelten sich vor dem Gildehause.

Hier mußten die Männer ihre Waffen und Messer abgeben, und die Stuhlbrüder untersuchten jeden, damit der Altermann auch sicher war, daß keiner versteckte tödliche Waffen bei sich führe. Dann fand ein Verhör statt, das darzutun hatte, daß alle Anwesende einander freund waren; ergab sich, daß einzelne einen

Sobald der Ältermann seinen Sitz oben an eingenommen hatte, setzten sich zu beiden Seiten je vier Stuhlbrüder auf ihre Plätze. Dann erhielten die Gildebrüder und Gildeschwestern nach Alter und Würde ihre Sitze angewiesen, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite; kleine Kinder hatten sich an das Knie der Eltern zu stellen, „damit sie andern Leuten nicht unter die Füße kämen.“ Jeder hatte den ihm angewiesenen Platz einzunehmen und niemand aus der Gemeinde durfte sich ohne Erlaubnis auf der Diele herumbewegen, außer wenn an ihm die Reihe zu tanzen war.

Nachdem sich alle niedergelassen hatten, erhob der Ältermann das Zeichen seiner Würde, den hölzernen Hammer, und that auf den Tisch vor sich mit Bedeutsamkeit drei Schläge. Nach eingetretener Stille ward die Gilde mit Gebet und Psalmgesang eingeleitet. War der Gesang zu Ende, so begann, nach wiederholtem Klopfen, die Verlesung der Gildeordnung.

Der Eingang war hochfeierlich. Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ist die Gilde gestiftet, so lautete der Anfang, damit die Seelen im rechten Glauben erhalten werden und zur ewigen Brüderschaft eingehen mögen; das Gelag soll sich bestreben, aller Missethat vorzubeugen, alle Gutthat zu üben, also daß die Jugend dem Beispiel der Alten nacheifern könne. Vor allen Dingen gilt es ehrenhafte Gesellschaft zu pflegen und sich von den Häusern der Böllerei und Buhlerei fern zu halten; Brüder und Schwestern sollen einander hilfreiche Hand bieten, wenn jemand unter das Kreuz kommt, in Not, in Schwachheit, in Unglück oder anderes Leid fällt.

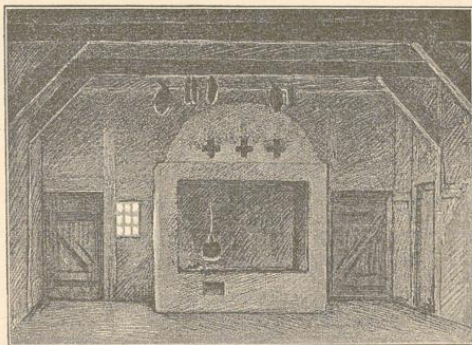


Abb. 40

Aus dem Inhalte der einzelnen Sätze geht indes hervor, daß der eigentliche Zweck gewöhnlich nur auf gegenseitige Unterstützung bei Feuerschaden und in Krankheitsfällen, sowie bei Reiseunfällen zielte; ausnahmsweise war auch bestimmt, daß in Diebs- und Zaubereisachen alle für einander einzustehen hätten. Hin und wieder heißt es, die Streitigkeiten zwischen Gildebrüdern sollten, bevor man an die Obrigkeit gehe, vor den Ältermann gebracht werden¹⁾. Es mutet uns

Abb. 40. Karl Jensen. Nach H. Meiborg. Hinterer Teil einer Hausdiele in Schwansen.

¹⁾ Wenn der liebe Gott, so heißt es, einen Gildebrüder mit Feuersbrunst straft, so soll ihm die ganze Gilde mit Geld oder Gut zu Hilfe kommen und die Hand- und Spanndienste für ihn leisten: ihm je einen Reichsthaler geben, ein Stück Bauholz, Stecken und Reisig für die Widelwände, Latten für das Dach, zehn Garben Langstroh, Hanf und Wolle, Schüsseln und Böffel, einen Baum mit Vorspann von sechs Pferden nach dem Bauplatz schleppen, zwei Meilen Fuhr thun, sowie zwei Tage in eigener Kost für ihn hauen und sägen.

Daran knüpfen sich Bestimmungen über Feuergerätschaften und Brandschau. In jedem Dorfe sollte ein Feuerhaken vorhanden sein mit mindestens 20 Fuß langer Stange. Jeder Bauer hatte sich auf der Brandstätte mit einem Botshaken und einem Henkel-Gefäß (Kessel) einzufinden — in einigen Gegenden, z. B. auf Fehmarn, hatten die Bauern schon um 1600 leberne Brandeimer. — Wenigstens einmal im Jahre mußten zwei Schaumänner aus jedem Dorfe, das zur Gilde gehörte, rundum gehen und Schornsteine, Herde und Badofen besichtigen. — Feuersbrünste wurden bei den Älterleuten jedes Dorfes angesagt, dann hatten alle ohne Zögern Hilfe zu thun; wer sich weigerte, ward gebrüht und die Pfändung von sämtlichen Gildebrüdern vollzogen. Entstand das Feuer an einer Stelle, wo übliche Feuerstellen über eine gewisse Frist hinaus gestanden hatten, so konnte kein Ersatz gefordert werden.

Wenn ein Gildebrüder oder eine Gildeschwester unter der Macht des Herrn lag, so mußten sämtliche Nachbarn auf Ansuchen des Ältermannes der Reihe nach am Krankenbette wachen. Bei Sterbefällen ward bei der Leiche gewacht, und beim Begräbnisse mußten von jedem Hofe zwei folgen. Ward bei Gelegenheit von Krankheits- und Sterbefällen die Feldarbeit veräußert,

fremdartig an zu hören, daß im Namen Gottes die Forderung gestellt war, die Gildebrüder sollten sich alles Umgangs mit einem Manne begeben, der sich von der Gilde ausschloffe, sie hätten ihn als Verleugner jeglicher Ordnung, Ehre und Tugend anzusehen, und jeder Bruder und jede Schwester, so ihm in Not oder Tod eine Handreichung böte, solle in eine beträchtliche Brüche verfallen. — Dazu sei noch bemerkt, daß es bei den jährlichen Zusammenkünften nach unserer Auffassung an recht ärgerlichen Auftritten nicht zu fehlen pflegte.

Sobald der Ältermann das Zeichen gegeben hatte, daß der erste, ernste Teil des Festes zu Ende war, setzte der Spielmann mit seinen Weisen zum Tanze ein, und gleichzeitig beeilten sich die Schenken und Schaffer zu zapfen und aufzutragen. In allen Ecken begann das Plaudern, und die Bierkanne gieng mit „Singott“ (Gefegne Gott!) von Mund zu Munde.

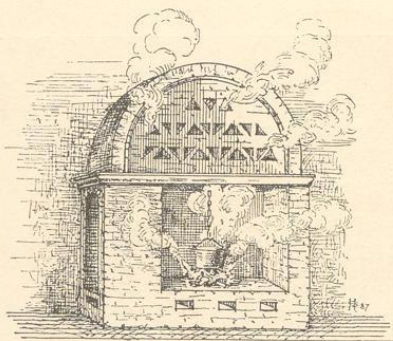


Abb. 41

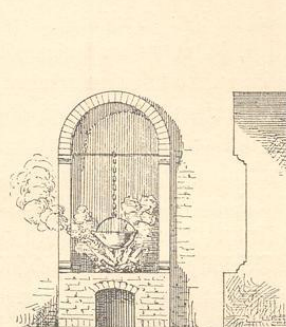


Abb. 42

Der persönlichen Freiheit waren enge Schranken gezogen. Jeder hatte mit dem Nachbarn zu trinken, der ihm zugeteilt war, und mit keinem anderen; jeder Junggeselle mußte an der ihm angewiesenen Stelle in den Reigen eintreten und mit dem ihm vom Ältermann bestimmten Mädchen, vielleicht die ganze Zeit hindurch mit dieser ausschließlich, tanzen. — Waren die Jungen

Abb. 41. Heinr. Sauermann. Schornstein (Feuerstelle) aus dem nordöstlichen Holstein.

Abb. 42. Heinr. Sauermann. Schornstein aus dem Amte Hütten.

so mußte jeder aus der Nachbarschaft Hilfe leisten (während der Saatzeit einen Pflugtag, unter der Ernte zwei Tage arbeiten); war das nicht ausreichend, so ward das nächste Dorf mit herangezogen, und im äußersten Falle die ganze Gilde. Ließ sich jedoch erweisen, daß jemand sich auf der Faulbank streckte und sich andere an seiner Statt placen ließ, solche Menschen sollten aus der Gilde ausgestoßen werden.

Kam es zwischen Gildebrüdern zu Streitigkeiten, so durfte sich keine Partei an die Obrigkeit wenden, ehe sie den Ältermann um Vermittelung angegangen. Jeder sollte sich mit der Brüche zufrieden geben, die der Ältermann für ein Vergehen ansetzte, das nicht vorhergesehen und folglich auch nicht mit bestimmter Brüche belegt war.

Zu den Gattorfer Satzungen heißt es, sinemal die Dieberei frech im Schwange gehe, da die Diebe wüßten, daß es dem Einzelnen zu kostspielig sei, sie zu belangen, so sollten die Gildebrüder bei solcher Verfolgung gemeinsam eintreten; würden Pferde, Ochsen oder andere Tiere, Kleider oder andere Sachen gestohlen, so sollten sich die Brüder zusammenthun und die Zehrkosten des Diebes im Gefängnis, sowie die Ausgaben an Dingvogt und Büttel gemeinsam bestreiten.

Ebendasselbst ist auch davon die Rede, daß die Gildebrüder die Kosten gemeinsam tragen sollen, wenn sich einer von ihnen an Zauberern oder Hexen rächen will, die ihm Schaden gethan haben. Aber, heißt es weiter, daß niemand seinen Nächsten leichtsinnig oder aus Haß und Neid anklage, und denke, es wird mich nur einen Schilling kosten; da soll jeder wissen, daß wohl eines Menschen Lebensfaden leichtlich durchschnitten ist, daß es aber keineswegs eine leichte Sache ist, sich einer solchen That am jüngsten Tage zu verantworten.

mit dem Tanze fertig, dann kamen die Alten an die Reihe; wer aber von denen zu alt und steif war, um über die Tische auf den Tanzplatz zu springen, und wer sonst lieber beim Becher blieb, konnte sein Tanzrecht an einen andern abtreten.

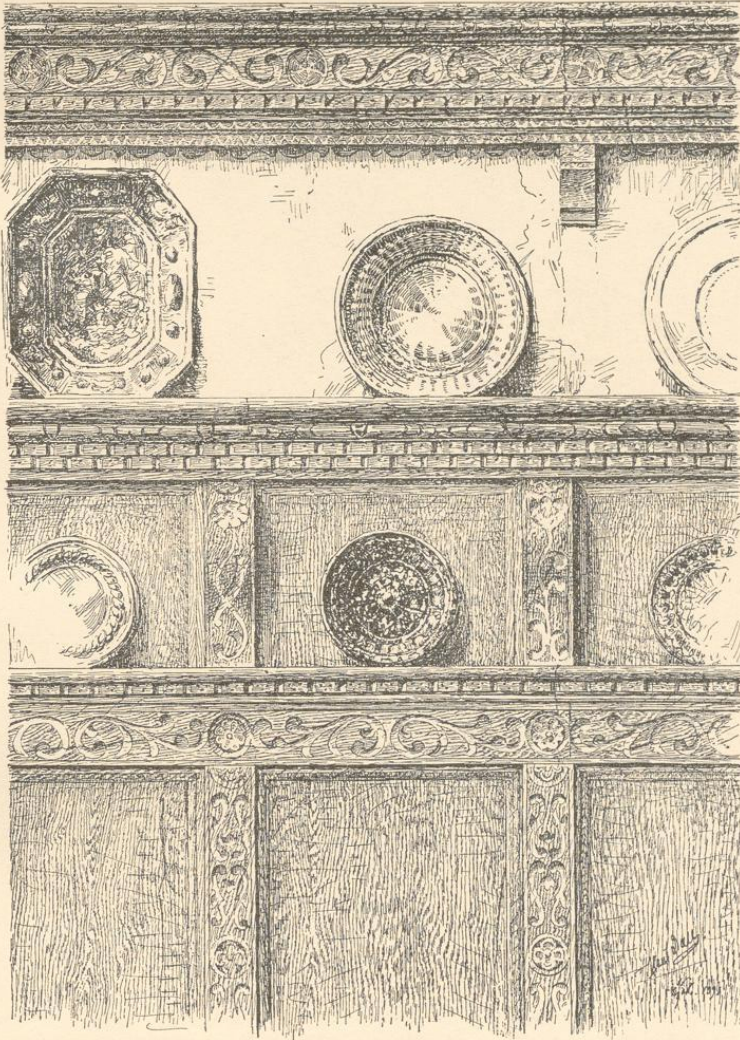
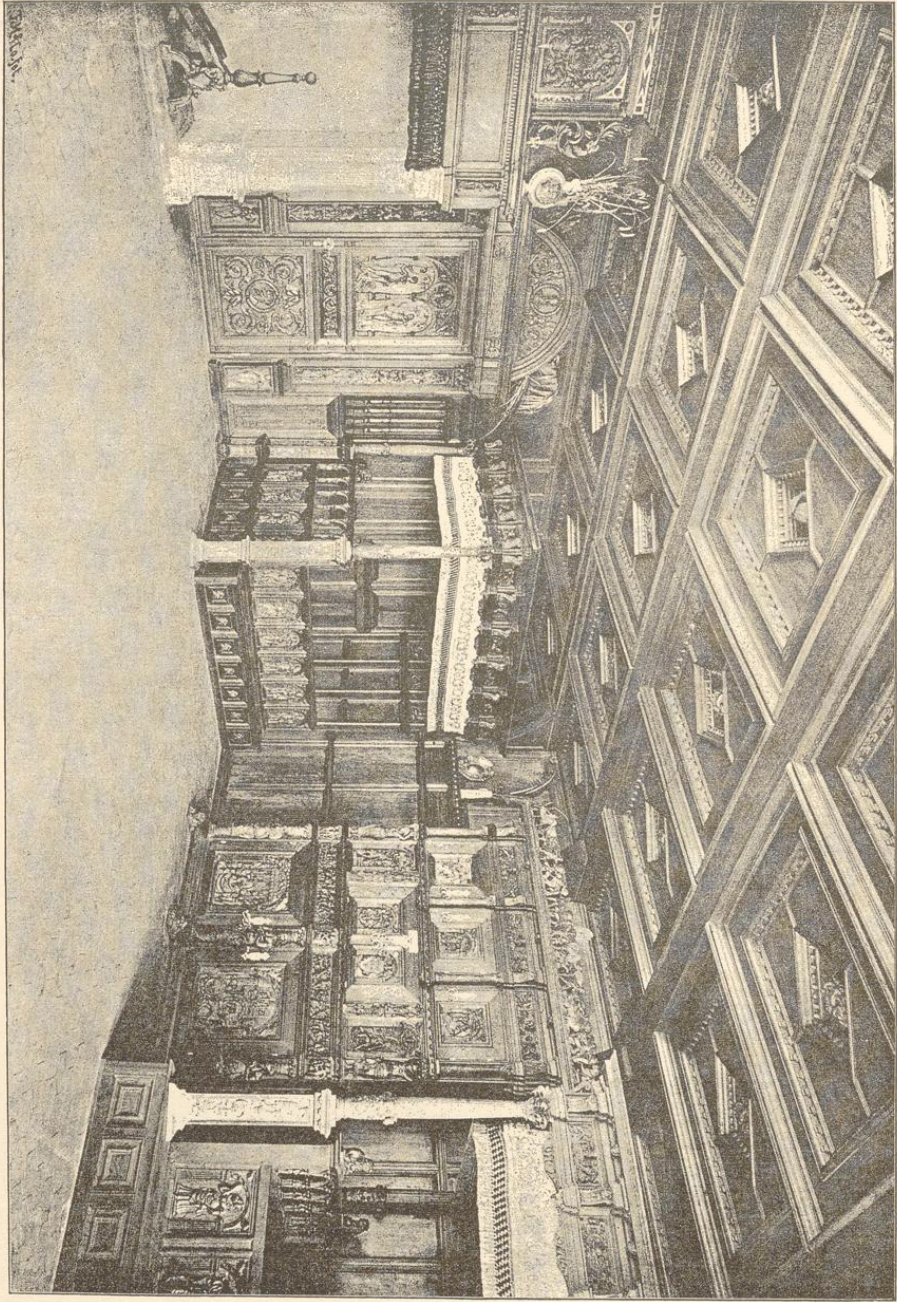


Abb. 43

Das Bier hatte, wenn der Tanz der Alten begann, gewöhnlich schon angefangen in die Köpfe zu steigen, und so war es mit dem Frieden zu Ende. Hier fielen unnütze Worte (Hohn-

Abb. 43. Hans Dall. Nach H. Meiborg. Eigengemachte Tafelung aus einem Besel zu Ostensfeld.



3166. 44

und Schimpfworte), dort rissen sie sich bei den Haaren; einem war es übel geworden, ein anderer goß dem Nächsten sein Bier an den Kopf und warf den Krug nach. — Wiederholt mußten die Stuhlbrüder die guten Leute besuchen und nachsehen, daß sie nicht ihre Waffen eingeschmuggelt hatten. — Der Ältermann hatte alle Augenblicke den Hammer zu gebrauchen und Verweise zu geben; zugleich füllte sich sein Anschreibebrett mit Geldbußen, die um so zahlreicher waren, als sie nicht allein den angreifenden Teil betrafen, sondern auch den angegriffenen und die zunächst Sitzenden, die verpflichtet gewesen wären, den Span zu hemmen.



Abb. 45

Nachdem die Zusammenkunft ihre fünf, sechs Stunden gedauert hatte, ward endlich zum letzten Male geklopft, „solang es noch helle, und ehe die Leute trunken waren“, — und so ward die Gilde nach altem Brauche geschlossen mit Ablefen eines Gebetes und Absingen eines Psalms.

Abb. 44. Nach einem Lichtbilde. Martus Swyns Feser zu Lehe unweit der Eider, 1568 eingerichtet. Der Fußboden besteht aus gebrannten Fliesen. Die Wände sind vollständig getäfelt. Die Ausstattungstücke sind teils mit Einlegearbeit von verschiedenen Hölzern geschmückt, teils mit trefflicher Schnitzarbeit verziert. Nach einem Brande von 1884 ist das Gemach von Heinrich Sauermann zu Flensburg hergestellt und ins Meiborfer Museum übergeführt worden.

Abb. 45. W. Augst. Messingstulp. Das Stück befindet sich im Flensburger Museum für Kunsthandwerk.

Abb. 46. Hans Dall. Nach H. Meiborg. Giebel schmuck von einem Bauernhause im dänischen Wobbe.



Abb. 46